

Auf den Spuren mittelalterlicher Keramikglasur – glasierte Geschirrkernik des Freiburger Augustinereremitenklosters

Im Jahre 1982 wurde bei Aushubarbeiten für eine Tiefgarage die Abortgrube des Freiburger Augustinereremitenklosters angeschnitten. Sie lag westlich vor dem Klostertrakt, dicht innerhalb der Stadtmauer des 13. Jahrhunderts. Die Baugeschichte des Klosters wurde bereits von P. Schmidt-Thomé 1983 dargestellt, sie sei hier nur kurz in den wesentlichen Punkten wiederholt: Den Mönchen wird 1278 durch Konrad von Freiburg und dessen Bruder Egeno gestattet, innerhalb der Stadt ihr Kloster zu gründen, an dem Platz wo sie bereits ihren Wohnsitz besaßen. Die ältesten Bauteile der Klosterkirche entstammen dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts. Eine dendrochronologische Untersuchung ergab eine Datierung ins Jahr 1334. Die ältesten erkennbaren Bauteile der Klostergrube datieren ebenfalls in das 14. Jahrhundert. Die Abortgrube dürfte gleichzeitig mit der Erstellung der Klostergrube entstanden sein, benutzbar war sie bis in das ausgehende 16. Jahrhundert – also mindestens etwa 300 Jahre. Die Grube selbst war über drei Meter breit und fünf Meter lang. Die Baustelle erfaßte nur etwa die Hälfte der Grube, der weitere Teil erstreckt sich unter einem barocken Erweiterungsbau des Klosters.

In den bisher veröffentlichten Beiträgen über die in der Latrine geborgenen Funde wurde hauptsächlich der umfangreiche Komplex an Holz und Glas berücksichtigt. Aus der ebenso zahlreich wie verschiedenartig vertretenen Keramik soll einer besonderen Klasse im Folgenden Aufmerksamkeit zuteil werden: der glasierten Geschirrkernik. Ihre einer Gesamtvorstellung des Materials vorweggenommene Präsentation soll einerseits einer Verkleinerung des „weißen Flecks“ auf einer ohnehin nur in unzureichendem Umfange von Veröffentlichungen bestimmten Keramiklandkarte des Oberrheingebiets dienen. Zum anderen soll sie der Diskussion über eine „städtische“ Keramik im Sinne einer „für die Stadt und die Bedürfnisse der in ihr lebenden verschiedenen sozialen Gruppen produzierten Keramik“ eine breitere Basis ermöglichen. Der am südlichen Oberrhein vorkommenden glasierten Keramik ist bisher nur geringe Beachtung zuteil geworden. Als Grund mag sicher die geringe Zahl der Stadtkerngrabungen in diesem Gebiet angeführt werden. Die Einbeziehung des späten Mittelalters in das archäologische Interesse fördert erst allmählich auch den Bedarf an einer komplexen Darstellung des entsprechenden Keramikinventars. Ein weiterer Grund mag aber auch in der bisherigen zeitlichen Zuweisung der glasierten Keramik zu einer Epoche des ausgehenden Mittelalters hin zur Renaissance liegen. Damit wurde sie bislang dem archäologischen Arbeitsfeld als zu entfernt liegend betrachtet. Es muß allerdings auf das zentrale Beurteilungsproblem des Befundes der Klosterlatrine hingewiesen werden: den Mangel eines stratigraphischen Anhaltspunktes für das gesamte Material. Somit bleibt hinsichtlich einer zu diskutierenden zeitlichen Einordnung der Keramik innerhalb des historisch bekannten Rahmens zunächst nur die Möglichkeit des Stil- und Materialvergleichs mit den bereits bekannten Straten aus den Grabungen des vergleichbaren Umlandes, hier vor allem aus Freiburg.

Das keramische Material der Klostergrube besteht im wesentlichen aus zwei Hauptkomponenten: Aus einem etwa zehn- bis zwölftausend Keramikscherben umfassenden Teil grautoniger Ware und einem etwa gleich großen Anteil rottoniger, innen glasierter Ware inklusive eines kleinen Anteils innen und außen glasierter Ware. Hinzu kommen noch etwa vier-tausend auf Engobe grün glasierte Keramikscherben und ein geringer Anteil unglasierter,

rottoniger Ware. Eine kleine Anzahl Fayencescherben und Steinzeug sowie steinzeugähnlicher Ware sowie eine auffallend geringe Zahl bemalter Teile runden die Geschirrkераmik ab. Nach grober Schätzung entfallen etwa dreißig bis fünfunddreißig Prozent aller Kераmikscherben auf die Ofenkeramik.

Die außen- bzw. beidseitig glasierte Keramik ist vergleichsweise nur gering vertreten (etwa zehn Prozent der glasierten Ware). Ihr Anteil repräsentiert sich in dreißig bis vierzig nahezu komplett rekonstruierbaren Gefäßen. Der Formenschatz umfaßt im wesentlichen vier Gruppen: Henkeltöpfe (Abb.: 1), Töpfe mit Leistenrändern (Abb.: 2), Krüge (Abb.: 3), Kännchen mit fixiertem Deckel (Abb.: 4) und Krüge mit flaschenartigen Halsen (Abb.: 5). Ein Aquamanile rundet als Sonderform (Abb.: 6) das Spektrum ab.

Die rundum glasierten **Henkeltöpfe** haben trotz einer nur gering differierenden Formvarianz einen überaus individuell anmutenden Charakter; sie bildeten ein beliebtes Tafelgeschirr. Die Töpfe sind zumeist scheibengedreht, ein kleiner Teil ist jedoch auch handgearbeitet. Das Volumen der Töpfe schwankt bei einer Höhe zwischen 9 und 11 cm, einem inneren Durchmesser von 18 bis 20,5 cm und einem äußeren Bodendurchmesser von 13,5 und 17,5 cm nur gering, da die höheren Töpfe in der Regel einen schmaleren Durchmesser aufweisen als die etwas gedrunken wirkenden niederen. Die Ränder sind durchweg einheitlich verstärkt, etwas nach außen gelippt ohne Unterkehlung, leicht nach innen gezogen und mit teils flachem Randabschluß, teils mit geringer Kehlung gearbeitet. Den Töpfen entsprechende Deckel wurden nicht gefunden. Die Scherben weisen auf eine uneinheitliche Brandatmosphäre sowohl beim Vergleich der Töpfe untereinander als auch innerhalb einzelner Töpfe. Eine regulierte Luftführung – zumeist bei reduzierendem Brand – ist eher selten. Vielmehr pendelt der Brand zwischen reduzierend geführter Atmosphäre über nur im Scherbenkern reduzierenden und im Mantel oxidierenden Brand bis zum ganz oxidierend gebranntem Material. Die Übergangsstufen sind dabei fließend und lassen eine erstaunliche Unsicherheit der Hersteller vermuten, zeichnet sich doch die aus der Grube geborgene unglasierte und auch die innen glasierte Ware durch keinerlei auffällige Mängel in der Brandtechnik aus.

Ein ebenso uneinheitliches Bild wie der Brand zeigt eine Betrachtung der Magerung: Sie ist bei der grautonigen und partiell grautonigen Ware durchweg mittel bis grob und zeichnet sich durch einen höheren Anteil an der Gesamtmasse aus, verglichen mit den oxidierend gebrannten Gefäßen. Feinere Magerung in kleineren Anteilen läßt jene glatt und elegant erscheinen, die Glasur wirkt weniger plastisch als bei der gröber gemagerten Ware. Deren Oberflächenbeschaffenheit erscheint durch das grobe Magerungskorn bisweilen schmirgelpapierähnlich, ein Eindruck, der auch durch die zum Teil reichlich und in mehreren Schichten aufgetragene Glasur nicht gänzlich schwindet. Die größtenteils weißliche, grobkörnige Magerung ist insbesondere bei etwas transparenteren Glasurstellen deutlich.

Die Magerung besteht hauptsächlich aus Quarz in variierender Korngröße, die Partikel sind in der Regel kantig. Hinzu kommen Biotite und Muscovite, ebenfalls wenig gerundet, dazu kleinere Anteile von Glimmern. Neben diesen mineralischen Magerungen sind auch biogene Zuschläge im Ton zu beobachten. Diese Anteile aus Holz- bzw. Pflanzenresten bewirken eine hohe Porosität des Tons, beim Brennvorgang tritt aber eine Gasentwicklung ein, welche zu einer unerwünschten Blasenbildung führt. Diese Blasen lassen die aufgetragene Glasur allmählich an vielen Stellen abplatzen – es bleiben kleine, kreisrunde Trichter, welche die gesamte Oberfläche übersäen. Der Scherbenbruch wirkt sehr großporig und schiefrig, die Brandatmosphäre sehr unregelmäßig. Insgesamt erwecken die wenigen, vornehmlich handgeformten Gefäße mit biogenem Magerungsanteil einen eher rustikalen Eindruck, dem nur die Glasur ein wenig von der Besonderheit der anderen Gefäße überträgt.

Die Glasuren sind Bleiglasuren und vollkommen deckend aufgetragen, teilweise in mehreren Schichten. Die Farbintensität und Farbvarianz ist in erheblichem Maße durch die verschieden sauerstoffarm geführten Brandatmosphären des Tons bestimmt. Hierdurch wirken die oftmals von heruntergeronnener Glasur gebildeten Tönungen, welche teils von der aufgetragenen Glasur, teils von darüber gestapelten Töpfen herrühren, noch augenfälliger. Die Farben sind im wesentlichen Brauntöne, die je nach Tonunterlage und den bereits darin enthaltenen Anteilen an Eisen, und den Mengenanteilen von Fe_2O_3 , MgO und Kupfer in der Glasurmasse von dunklen, fast blauschwarzen zu olivgrünen Tönen in allen Helligkeitsstufen vorkommen.

Glasierte Henkeltöpfe sind im Fundgut des Mittelalters eine Rarität, ihre unglasierten Pendanten finden die Töpfe der Freiburger Augustinerklostergrube in den Schüsseln mit Henkel in Ulm, sowie in den glasierten Schüsseln der Burg Schönenwerd, Kanton Zürich. Bei der Gebrauchskeramik der Freiburger Stadtgrabungen fielen diese Henkeltöpfe bisher praktisch aus.

Töpfe mit Leistenrändern: In wesentlich kleinerem Umfange als die Henkeltöpfe sind die Töpfe mit Leistenrändern vertreten. In der Form entsprechen sie voll und ganz der grautonigen, unglasierten Ware der Mitte bis ausgehenden 13. Jahrhunderts wie sie für den südlichen Oberrhein in der Literatur bereits vorgestellt wurde. Die abgebildeten Töpfe sind vierzehneinhalb bzw. zwanzig Zentimeter hoch und haben einen ebenen Boden. Ein Topf ist scheibengedreht, ein weiterer ist nachgedreht. Der Brand ist bei allen Töpfen reduzierend, jedoch trifft auch hier wie bei den Henkeltöpfen die Beobachtung zu, daß die Brandführung durchweg eine sehr unstete Atmosphäre aufweist. Die Keramik ist auffällig stark quarz- und feldspatgemagert, was sich insbesondere bei der etwas helleren, grünolivenglasur an der Oberfläche deutlich abzeichnet. Die Randedurchmesser sind unterschiedlich: die beiden kompletten Töpfe haben zehneinhalb Zentimeter Weite, zwei weitere Töpfe weisen dreizehn und vierzehneinhalb Zentimeter auf. Fast alle Töpfe sind ab dem Schulterbereich bis zum Umbruch mit breiten Rillen verziert, nur ein größerer Scherben weist eine Kerbverzierung auf. Beide Zierformen führen lediglich die Tradition der formgleichen unglasierten Töpfe weiter, da die reichlich aufgetragene Glasur die Rillenverzierung nur wenig zur Geltung kommen läßt und sich in den Rillenmulden eher sammelt und dadurch ausgleichend wirkt. Allerdings ergeben sich durch diesen Rillenausgleich sehr schöne Farbtieneffekte. Die Glasur ist eine innen und außen mehrschichtig aufgetragene Bleiglasur mit stärkerem Kupferanteil als bei den Henkeltöpfen. Die Farben variieren von olivbraunen und olivgrünen bis zu dunklen, fast schwarzoliv anmutenden Tönen. Zumindest bei einem der Töpfe wurde allem Anschein nach auf der Innenseite eine Engobe verwendet. Sie bestand aus einem kalkreichen Schlicker, der mit hoher Temperatur gebrannt wurde, so daß die verbliebenen Reste nicht mehr auf eine Salzsäureprobe reagieren. Die auf der Engobe aufgebrauchte Glasur platzte frühzeitig ab, möglicherweise als Folge der zu hoch gebrannten kalkigen Kontaktunterlage und ist nur noch in winzigen Partikeln auf dem Scherben auszumachen; eine Auffälligkeit, die bereits bei den Henkeltöpfen gelegentlich zu beobachten war.

Krüge und Kannen als unerläßliche Flüssigkeitsbehälter bei Tisch fehlten auch an der Augustinertafel nicht. Sie kamen seit der Merowingerzeit aus der Mode und tauchten erst im 13. Jahrhundert wieder auf, nunmehr ihren inzwischen metallenen Vorbildern zur Seite gestellt. Die Freiburger Krüge sind zumeist nur fragmentarisch erhalten, nur sechs Gefäße lassen sich vervollständigen. Ihre tatsächlich vorhandene Anzahl muß um einige Exemplare höher gelegen haben, wie sich auf Grund der zahlreichen größeren Randscherben vermuten läßt. Unter den weitgehend erhaltenen Gefäßen befindet sich eine Kanne mit gekehltem, länglich verstärktem Leistenrand und Ausguß. Der Bandhenkel ist nachlässig gearbeitet, die in der Mitte ziehende Furche ist unsymmetrisch und uneben. Am Gefäßkörper

per sind vom kurzen Hals über die Schulter breite Zierrillen angebracht, der Boden fehlt gänzlich. Die Kanne wirkt bauchig, aber nicht plump. Bei reduzierend durchgeführtem Brand mit oxidierendem Brandabschluß verleiht die nur außen aufgetragene, dunkelbraune Glasur dem Gefäß ein eher massiges Aussehen, die grobe Magerung des Tons läßt die Oberfläche rauh wirken.

Die ausgußlosen Krüge hingegen sind in ihrer Ausführung exakter gearbeitet. Die etwas über einen Finger breiten, randständigen Bandhenkel sind auf der Schulter aufgesetzt. Die Ränder der Krüge sind zumeist Kragleistenränder mit schmaler Kehlung. Die Ausnahme bildet ein vierzehn Zentimeter hoher Krug mit leicht nach außen ziehendem Lippenrand. Dieses kleinere Gefäß hat einen birnenförmigen Aufbau mit breit geriefter Wandung. Der Brand ist konstant reduzierend, die Magerung etwas feinkörniger als bei den anderen Krügen und wirkt durch einen größeren Biotitanteil auch etwas dunkler, wodurch die innen und außen sowie am Boden reichlich aufgetragene grüne Glasur einen dunklen, fast bläulichen Schimmer erhält. Der leicht nach innen gewölbte Boden weist starke Drehringe auf. Die Höhe der anderen Krüge kann nur bei zwei Exemplaren angegeben werden, sie beträgt siebzehn beziehungsweise neunzehn Zentimeter. Der komplette Krug (Abb. 5) mit weitem, zylinderartig auf dem Körper aufgesetzten Hals hat ebenso wie zwei weitere, nur teilweise ergänzbare Krüge eine schmale Riefenverzierung, die am Hals kontinuierlich, ab der Schulter paarweise oder auch bündelweise angeordnet den Gefäßkörper unterteilt. Der Krug (Abb. 3) weist einen ebenen Boden mit schmalen Standing auf. Die nur außen aufgetragene Glasur ist von matter, olivgrüner Farbe. Die beiden auf gleiche Weise verzierten, in einem Falle stark reduzierend, im zweiten Falle oxidierend gebrannten Krüge sind leider nur bis zur Schulter beziehungsweise bis über die Bauchpartie ergänzbar. Sie weisen eine schmale Einfüllöffnung auf (acht Zentimeter) bei hohem, leicht flaschenartig angelegtem Hals. Der reduzierend gebrannte Krug weist auch eine olivgrüne, glänzende Glasur auf, welche bis in Schulterhöhe in das Gefäß hineinreicht. Braunolive bis grünolive Farbvarianten kennzeichnen den zweiten, durchweg oxidierend gebrannten Krug.

Krüge mit flaschenartigen Hälsen gehörten im allgemeinen nicht zum Tafelgeschirr, sondern dienten eher dem Transport oder der Aufbewahrung. Sie sind im vorliegenden Bestand nur durch zwei Exemplare gesichert vertreten (Abb. 3 und 5). Ein nahezu vollständiger, sechzehn Zentimeter hoher Krug (Abb. 3, zweiter von rechts, Abb. 5) besitzt einen über dem Bauch angesetzten gekniffelten Henkel, welcher etwa ein fingerbreit unterhalb der Ausgußmündung, den Hals ringförmig verdickend, endet. Das Ausgußende verengt sich innen tüllentartig bis zum Henkelansatz. Das birnenförmig scheibengedrehte Gefäß hat einen aufgesetzten Boden, welcher, leicht nach innen gewölbt, eine Art Standing bildet. Der Ton ist oxidierend gebrannt und stark quarzgemagert. Auf weißer Engobe ist eine grüne Glasur überaus lässig aufgetragen. Vereinzelt sind Fingerabdrücke in der Glasur sichtbar. Der zweite Krug ist nur fragmentarisch im Hals-Schulterbereich vorhanden (Abb. 3, rechts). Der Flaschenhals wird auch hier wieder durch den zwei Zentimeter unter der Mündung angesetzten Bandhenkel stabilisiert. Der Mündungsrand ist leicht lippenartig abgesetzt. Der Körper weist eine breite Rillenverzierung auf, möglicherweise handelt es sich aber auch um Drehriefen. Der Scherben ist teils oxidierend, teils reduzierend gebrannt und besitzt eine auffällig starke Feldspat- und milchige Quarzmagerung. Die Glasur ist gleichmäßig grün- bis braunoliv und wirkt lackartig glänzend.

Kännchen mit fixiertem Deckel gehören ebenfalls zum Fundinventar der Augustinerklostergarbe. Sie fallen insbesondere durch ihren seitlich in Höhe des Umbruchs angebrachten Henkel auf, welcher im Gegensatz zu den aus Hessen und dem Rhein-Neckarraum bekannten Vergleichsstücken keinen Kontakt zu der am Gefäßrand angebrachten Halteöse besitzt. Während bei den Kännchen aus der Augustinerlatrine die Deckelfixierung genau gegenüber der Ausgußstille und der Henkel stets auf der linken Seite des Gefäßes ange-

bracht sind, haben Henkel und Halteöse bei den vergleichbaren Gefäßen aus Hessen stets Kontakt, der Deckelhalter wird zum Überhenkel. Ein aus der Kapellenkirche in Rottweil bekanntes Stück hat wie die Freiburger Kännchen den Henkel an der linken Körperseite, die Abbruchstelle des Deckelhalters befindet sich jedoch über dem seitlich angebrachten Henkel. Die Kännchen aus der Freiburger Klosterlatrine sind bis zum Rand elf Zentimeter hoch, die Halteösen sind unterschiedlich ausladend gearbeitet. Der Randedurchmesser beträgt in der Regel sieben Zentimeter. Die Deckel sind verziert mit einem in der Mitte befindlichen Deckelknopf, welcher entweder in Form einer zum Ausguß hin abgebogenen Zipfelmütze oder eines abgeflachten Kegels in der Regel den Haltering überragt. Die Kännchen sind durchweg bauchig geformt, der Hals schwingt sanft trichterförmig aus und endet mit einem leicht verstärkten Lippenrand mit Deckelfalz. Der Gefäßkörper ist entweder gar nicht verziert oder flach gerieft. Eine besonders augenfällige Verzierung in Form dreier aufgesetzter Kerbleisten gibt einen deutlichen Fingerzeig auf das metallene Vorbild dieses Gefäßtyps, das sich bereits in der Imitation der Deckelfixierung erkennen läßt. Der Ton ist fein quarz- und glimmergemagert. Der Brand ist bei den abgebildeten Gefäßen oxidierend, die sorgsam mehrschichtig aufgebrachte Glasur ist in braunen und grünen Farbtönen sowohl innen und außen oder nur außen matt glänzend. Ausnahme bildet ein Kännchen mit übergroßem Haltering und aufgesetzten Kerbleisten: seine Glasur ist auf einer kräftigen weißen Engobe nur außen aufgetragen.

Aquamanile aus Ton als Zeugen gehobener Tischkultur, erstmalig von E. Kasten 1976 für Mitteleuropa in einer Arbeit zusammengefaßt, fehlen auch im Fundgut der Augustinerklostergrube nicht. Bei dem abgebildeten Stück handelt es sich um ein Gefäß in Frauengestalt in Verbindung mit einem Tierkörper. Der Tierkörper wurde bis zum Ansatz der Beine aus einem Teil zylinderförmig gearbeitet. Die Beine, die Frauenfigur und die Ausgußstülle wurden sodann in mehreren Einzelteilen gefertigt und mit dem aus dem Rücken der Frauengestalt herausschwingenden Haltegriff mit dem Gefäßkörper verbunden. Zum Einfüllen blieb ein schmales Loch zwischen Hinterkopf und dem darunter ansetzenden Henkel ausgespart. Das Gefäß wurde unter nicht ganz einheitlich reduzierender Brennatmosphäre hart gebrannt. Die Glasur ist entsprechend der jeweils vorherrschenden Brennatmosphäre von brauner bis olivgrüner Farbe. Kleidung, Zopf und Hände der Frauengestalt sind gelblichgrün, der Armreif dunkelbraun glasiert.

Glasuren auf Irdenwaren tauchen im Südwesten des deutschen Sprachgebietes seit dem Ende der Völkerwanderungszeit auf. Ihre Provenienz ist jedoch in den meisten Fällen ungeklärt: für eine aus einem fränkischen Adelsgrab in Speyer geborgene Feldflasche kann durchaus ein römischer Ursprung angenommen werden. Funde in Forstfeld, St. Nabor, Singen, Bad Nauheim und Hüfingen sind singulär und als Indiz einer über drei Jahrhunderte hinweg gegebenen Kontinuität keramischer Glasur wenig tauglich. Dieser Eindruck ändert sich auch dann nicht, wenn aufgrund der dünnen Streuung glasierter Keramik im deutschen Südwesten des ersten Jahrtausends der Betrachtungsraum auf die anderen Gebiete des fränkischen Reiches und dessen Nachfolger ausgedehnt wird. Auch hier kann letztendlich noch keine gültige Aussage über eine Kontinuitätsabfolge aus der Antike getroffen werden. Eine klösterliche Tradierung antiker Glasurrezepte wie sie von E. M. Jope 1979 vorgeschlagen und von G. Hauser 1988 wieder aufgegriffen wurde, kann bestenfalls als regionales Erklärungsmodell gelten. Die Keramik am südlichen Oberrhein zeichnet sich von Beginn des Hochmittelalters an durch eine äußerst geringe Affinität zu den niederrheinischen Keramikprovinzen aus. Vielmehr erstreckt sich die Kontaktzone im Süden und im Westen in den burgundischen Raum. Im Osten bilden naturräumliche Gegebenheiten eine gewisse Grenze, nach Norden hin zeichnen die Einflußräume der Bistümer Basel und Straßburg eine Grenze mit scharfen Konturen, welche beispielsweise der bemalten Keramik des verkehrsmäßig in nur kurzer Entfernung liegenden Straßburgs, im Breisgau und in



Abb. 1: Freiburg i. Br., Augustinereremitenkloster, Abortgrube. Innen und außen glasierte Henkel-töpfe.

Abb. 2: Freiburg i. Br., Augustinereremitenkloster, Abortgrube. Töpfe mit Leistenrändern.





Abb. 3: Freiburg i. Br., Augustinereremitenkloster, Abortgrube. Krüge und Kannen.

Abb. 4: Freiburg i. Br., Augustinereremitenkloster, Abortgrube. Kännchen mit fixiertem Deckel.



Basel einen geradezu exotischen Hauch verleiht; in Basel sind nur einige wenige Stücke bekannt, aus den Grabungen in Freiburg und aus der Kermik der Burg Schwarzenberg/Waldkirch nicht ein einziges. In diesem relativ fest umgrenzbaren geographischen Raum scheint die Keramikglasur wohl am Ende des 14. Jahrhunderts ihren festen Platz im Repertoire des Töpferhandwerks erreicht zu haben, nicht losgelöst von einer allgemeinen, für das Hochmittelalter und dessen städtischer Entwicklung zu beobachtenden stürmischen Innovation der Keramik. Die Glasur übernimmt, zumindest zu Beginn ihrer nun regelmäßigen Anwendung, als Teil dieser Entwicklung die Rolle der Extravaganz. Sie hat zunächst ausschließlich Zierfunktion, wobei sich gelegentlich Tradition und neuer Chic verbinden, wie sich bei den Töpfen mit Leistenrändern, aber auch bei den Krügen beobachten ließ: Kerbmuster und Riefenverzierung werden weiterhin verwendet, die Glasur gibt dem Ganzen das neue Aussehen, obwohl hierdurch die Wirkung der traditionellen plastischen Verzierung teils verringert wird, teils sogar völlig verschwindet. Ebenso ist die erzielbare Farbvarianz erst allmählich auch als eine Frage des Abschieds aus der Tradition der reduzierten Brennosphäre erkannt worden.

Für das Material aus der Augustinerlatrine sei noch einmal in Erinnerung gerufen, daß es sich um unstratifiziertes Fundgut handelt, das sich nur über bestimmte Stil-, Warenart- und Herstellungsindizien in einem zeitlichen Rahmen fassen läßt. Als wichtiges Moment für vorläufige Überlegungen zu einem Datierungsansatz dürfen hier die Leistenränder der Töpfe angesehen werden. Nach der sich ergebenden Datierungsmöglichkeit aus den Freiburger Ausgrabungen sowie den vergleichbaren Ergebnissen aus Basel können Töpfe mit diesen Rändern in Verbindung mit Kerbverzierung oder breiter Riefung in das ausgehende 13. Jahrhundert datiert werden. Die Kannchen mit fixiertem Deckel sind eher dem 14. bis 15. Jahrhundert zuzuordnen, obwohl für die vergleichbaren Funde aus Rottweil ein früheres Datum anzunehmen ist. Für die Krüge gibt es indessen wenig Anhaltspunkte zu einer Einordnung in den Keramikkontext des südlichen Oberrheins. Das Aquamanile kann sowohl unter stilistischem Aspekt als auch hinsichtlich der Glasurfarbenkombination dem ausgehenden 14. Jahrhundert zugerechnet werden.

Neben den typologischen Betrachtungen spielen für eine Gesamtbeurteilung der Keramik aus der Augustinerklosterlatrine vor allem die an der Glasur zu beobachtenden Besonderheiten eine wichtige Rolle. Es handelt sich ausschließlich um die im Hochmittelalter üblichen Bleiglasuren. Die früher verwendeten alkalischen Glasuren litten unter ihrer hohen Zersetzbarkeit durch Wasser, ihrer Neigung zur Entglasung und vor allem durch den großen Ausdehnungskoeffizienten, welcher die Bildung von Haarrissen begünstigt. Wann am südlichen Oberrhein mit der Verwendung von Bleiglasuren begonnen wurde, ist ungeklärt, die erste schriftliche Nachricht angewandter Glasurtechnik entstammt Wattenbachs „Analn und Chronik von Kolmar“ aus dem Jahre 1283: „In Schlettstadt starb ein Töpfer, der zuerst im Elsaß thönernes Geschirr mit Glas umkleidete“. Die Nachricht wörtlich genommen läßt auf eine beidseitig aufgetragene Glasur schließen, was ganz der bisherigen Erkenntnis über deren Anwendung entspräche. Die beidseitig glasierte Ware wird erst nach und nach von nur innen glasierter Keramik abgelöst. An der Keramik der Freiburger Augustinerlatrine läßt sich an der zur Anwendung gebrachten Glasurtechnik und ebenso an der damit verbundenen Brenntechnik durchaus noch eine Experimentierphase erkennen. Zwar scheinen die Töpfer die Probleme mit überschüssig gelöstem Bleioxid und dem dadurch entstehenden Gelbstich der Glasur in den Griff bekommen zu haben, jedoch ist an den Keramikscherben deutlich zu erkennen, daß mit Magerung und Brennosphäre versucht wurde, die Verbindung von Schwefelgasen mit dem Blei zu Bleisulfid während des Brandes zu verhindern. Die dadurch bedingte Schwarzfärbung der Glasur kann am besten durch oxidierenden Brand vermieden werden oder durch die direkte Einführung von Bleiglätte (PbO) als Bleisilikat. Je mehr Bleiglätte in der Glasur enthalten ist, desto früher

schmilzt sie, da die Bleiglätte den Schmelzpunkt erniedrigt. Bleiglätte war als Nebenprodukt des im 13. Jahrhundert im Südschwarzwald blühenden Bleisilberbergbaus ohne Schwierigkeiten zu haben. Erste Versuche mit kalkhaltiger Engobe sind sowohl bei einem Topf mit Leistenrand als auch bei einigen Henkeltöpfen zu beobachten. Die Engobe wurde hier stets nur innen aufgetragen; mit wenig Erfolg allerdings, die Glasur blätterte hier an vielen Stellen ab. Am Topf mit Leistenrand blieben nur noch verschwindend kleine Reste übrig. Das Kännchen mit fixiertem Deckel (Abb.: 4, rechts) wurde hingegen zu einem Zeitpunkt hergestellt, als die Arbeit mit Engobe mit keinerlei Problemen mehr verbunden war: die Engobe erscheint perfekt, die unregelmäßigen Stellen der grünen Glasur sind eher ein Zeugnis dafür, daß die Viskosität zu hoch oder der Anteil an Kupferoxid falsch gewichtet war.

Der Stand der Aufarbeitung des gesamten aus der Augustinerlatrine geborgenen Materials, insbesondere auch der unglasierten Keramik, erlaubt zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht, endgültige Betrachtungen anzustellen. Bei der hier vorgestellten glasierten Geschirrkemik kann jedoch hervorgehoben werden, daß der anhand der typologischen Merkmale gegebene Datierungsansatz durch die Anzeichen des erst sich entwickelnden technischen Umgangs mit der Glasur unterstützt wird. Die Bedeutung der Glasur scheint ausschließlich in ihrer Ziereigenschaft gelegen zu haben. Ihr technischer Nutzen in Form höherer Dichte, Härte und Glätte für das keramische Gefäß spielte, wenn überhaupt, nur eine nebensächliche Rolle.

Literatur:

B. Beckmann: Der Scherbenhügel in der Siegburger Augasse, Band 1. Bonn 1965, Tafel 30 und Abb. 4/5.; – **D. Fèvre:** Une poterie vernissée du VIIIe ou IXe siècle sur la rive gauche du Rhin supérieur. *Études Médiévales*, Festschrift f. Chevrier et A. Geslan, 1975, S. 18 ff.; – **G. Fingerlin:** Neue alamannische Grabfunde aus Singen am Hohentwiel. – *Badische Fundberichte* 22, 1962, S. 119 ff. und Tafel 37,17.; – **ders.:** Das frühmittelalterliche Hüfingen im Lichte neuer alamannischer Grabfunde 1975–1976. *Schr. Ver. Gesch. u. Naturgesch. der Baar* 32, 1978, S. 15.; – **U. Gross:** Das Aquamanile der „rotbemalten Feinware“ aus Speyer. *Bemerkungen zu den mittelalterlichen tönernen Gießgefäßen. Pfälzer Heimat* 34, 1983, S. 145 ff.; – **U. Gross:** *Bemerkungen zur mittelalterlichen Keramikentwicklung im Raum zwischen Schwäbischer Alb und Neckarraum.* – Siehe hier Verbreitungskarte. Diss. masch. geschrieben, Heidelberg 1985.; – **G. Hauser:** Zu den Anfängen der glasierten Irdenware. In: *Keramik vom Niederrhein.* Hrsg. J. Neumann, Köln 1988, S. 27 ff.; – **E. Kasten:** Tönerne figürliche Gießgefäße in Mitteleuropa. *Arbeits- und Forschungsbericht z. Sächs. Bodendenkmalpflege* 20/21, 1976, 387 ff.;

U. Lobbedey: *Glasierte Keramik des frühen Mittelalters am Oberrhein: Bonner Jahrb.* 164, 1964, S. 130.; – **U. Lobbedey:** *Untersuchungen Mittelalterlicher Keramik.* Berlin 1968, S. 55 und Tafeln 48, 49 und 58.; – **P. Schmidt-Thomé:** Die Abortgrube des Klosters der Augustinereremiten in Freiburg. In: *Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg*, 1983, S. 240 ff.; – **P. Schmidt-Thomé:** *Neue Befunde zur Baugeschichte der Kapellenkirche in Rottweil und frühen Stadtentwicklung.* In: *Kapellenkirche Rottweil* 1983, Festschrift der Kirchengemeinde Heilig Kreuz Rottweil 1983, S. 28.; – **B. Scholkmann:** Die Aquamanilien aus Bebenhausen und Jettenburg. In: *Fundberichte aus Baden-Württ.* Band 14, S. 669 ff.; – **H.-G. Stephan:** *Coppengrave – Studien zur Töpferei des 13. bis 19. Jahrhunderts in Nordwestdeutschland.* Hildesheim 1981, S. 47 und Tafel 44.; – **L. Süß:** Die frühmittelalterliche Saline von Bad Nauheim. – *Mat. Vor- und Frühgesch. Hessen* 3, 1978, S. 151 und Tafeln 49, 25a; 63,2.



Abb. 5 Freiburg i. Br., Augustinereremitenkloster, Abortgrube. Krug mit flaschenartigem Hals (vgl. Abb. 3, zweites Gefäß von rechts).



Abb. 6: Aquamanile.
Unerlässlich für die Hygiene bei Tisch war das in fabelwesen- und tiergestaltigen Gefäßen (Aquamanilen) bereitgestellte Waschwasser, welches vor, während und nach den überwiegend mit den Fingern genossenen Mahlzeiten gereicht wurde. Ebenso konnten bei den liturgisch bedingten Handwaschungen des Priesters während der Messe Aquamanilen verwendet werden.